

Kerstin Lange lebt mit ihrem Mann und Hund in Speyer. Die gelernte Bilanzbuchhalterin konzentriert sich seit 2009 auf das Schreiben von Regionalkrimis und Kurzgeschichten und kann auf einige Preise und Auszeichnungen blicken, u.a. auf den 1. Platz des Literaturwettbewerbs der Zeitschrift MAXI und der S. Fischer Verlage mit dem Kurzkrimi »Anders-Artig«.

KERSTIN LANGE

Riesling und ein Mord

KRIMINALROMAN

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH
 Alle Rechte vorbehalten
 Umschlagmotiv: photocase.com/nailiaschwarz
 Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch
 Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln
 Lektorat: Susann Säuberlich, Neubiberg
 Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
 Printed in Germany 2015
 ISBN 978-3-95451-687-2
 Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
 regelmäßig über Neues von emons:
 Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Sicherheit gab es nicht. Sicherheit war Illusion, ein Wunschtraum, der nicht in Erfüllung ging. Niemals. Das wusste Pia verlässlich. Wenn sie sich auch sonst auf nichts verlassen konnte, diese Erkenntnis war unumstößlich, hatte sich von klein auf in ihr Gedächtnis gebrannt. Obwohl es durchaus Momente gab, in denen sie sich annähernd geschützt fühlte. Doch diese Augenblicke dauerten nicht lang genug, um sie nachhaltig an Schutz und Geborgenheit glauben zu lassen. Die Angst vor Schmerz und Enttäuschung saß tief, und ihr war bewusst, dass das Erwachen umso brutaler wurde, sollte sie dem trügerischen Gefühl nachgeben.

Vor Kurzem hatte sie in einer Frauenzeitschrift gelesen, dass gedankliche Inseln halfen. Sich im Geist schöne Orte erschaffen, an die man sich zurückziehen konnte, wenn alles zu viel wurde. Plätze ohne Gewalt, Macht und Erniedrigung. Vor allem ohne diese allumfassende Angst, die bei jedem Tun im Nacken saß. An diesem imaginären Ort musste man nicht ständig auf der Hut sein, was man sagte oder wie man sich gab. Er war angefüllt mit Ruhe und Frieden, der Gewissheit, nie etwas falsch zu machen, nie bestraft zu werden.

Pia hatte es versucht. Sie träumte von einer Wiese in den Bergen, lag im Gras, umgeben von Schmetterlingen, die lustig umherflogen, von Vögeln, die fröhlich vor sich hin zwitscherten, und von bunten Wildblumen, die sanft im Wind schaukelten. Sie schaute hinab ins Tal, blickte auf rote Dächer, Kirchen mit Zwiebeltürmen, sah auf dem gegenüberliegenden Hügel einen hellen Mischwald, dazwischen ein paar Tannenbäume. In der Nähe plätscherte ein Bach, die Sonne schien und wärmte ihr Gesicht.

Diese Vorstellung von Glück konnte sie jederzeit abrufen. Immer dann, wenn es schlimm wurde, so schlimm, dass sie glaubte, es nicht aushalten zu können, zog sie sich an diesen imaginären Ort zurück, wo sie allein und glücklich und alles gut war.

Doch seit gestern Abend war dieser Ort verseucht. Sobald sie an ihn dachte, tauchten dunkle Nebelschwaden auf, die alles überschatteten. Die Sonne schien nicht mehr hell, das Vogelgezwitscher verstummte, und die Schmetterlinge flüchteten. Angst kroch in ihr hoch. Das durfte sie nicht zulassen, das musste sie mit allen Mitteln verhindern. Als Kind hatte sie von einem liebevollen Vater und einer umsorgenden Mutter geträumt – vergeblich. In Lukas glaubte sie den Mann gefunden zu haben, der ihre Sehnsüchte stillte.

Ein Trugschluss. Ihr Fehler.

Den Grund dafür hatte sie auch in den Frauenzeitschriften gelesen. Ihr Verhalten war genau erklärt und zeigte ihr, dass nicht nur sie so naiv war. Viele Frauen suchten in ihrem Freund ein Abbild des Vaters. Lukas ähnelte äußerlich tatsächlich ihrem Vater in jungen Jahren. Beide sahen gut aus, mit markanten Gesichtszügen, die Entschlossenheit und Durchsetzungsvermögen versprachen. Beide hatten diese großen, warmen braunen Augen, in denen man versinken konnte, die Zärtlichkeit und Wärme versprachen – meist nach der Tracht Prügel. Auch da glichen sich die Männer in ihrem Leben, ebenso wie mit ihren Beteuerungen: *Ich brauche dich so sehr, verlass mich nicht.*

Letztendlich hatte der Vater sie verlassen, bei Lukas musste sie den entscheidenden Schritt tun. Sie wusste schon lange, dass es besser für sie war, doch erst seit gestern glaubte sie, die Kraft aufbringen zu können. Es hatte bisher auch nicht geholfen, dass ihre Freundin Sabrina ihr ständig predigte, dass sie gehen musste, seit sie zum ersten Mal die blauen Flecken gesehen hatte.

Das sagt sich so einfach, überlegte Pia. Verließ man einen Menschen, der einem immer wieder versicherte, wie sehr er einen liebte und brauchte? Dem seine Ausbrüche leidtaten und der sie aus Schuldgefühlen mit Blumen überhäufte?

Zugegeben, die Blumensträuße fielen mit der Zeit kleiner aus, bis sie schließlich ganz aufhörten – die Hoffnung starb bekanntlich zuletzt. Doch gestern war er zu weit gegangen. Seit gestern Abend wusste sie, dass sie Lukas verlassen *musste*. Seit gestern halfen die Traumorte nicht mehr. Sobald die Wiese vor

ihrem inneren Auge auftauchte, schob sich eine dunkle Wolke der Bedrohung davor. In der Nacht hatte sie gegrübelt, Pläne geschmiedet, ihre Flucht vorbereitet. Je mehr ihre Absichten Gestalt annahm, umso sicherer wurde sie.

Bereits beim Aufstehen hatte sie gespürt, dass etwas anders war. Der Wecker klingelte wie jeden Morgen, wie jeden Morgen schaltete sie ihn ab und blieb noch ein paar Minuten in der Dunkelheit liegen, lauschte auf Lukas' Atemgeräusche. Während sie an anderen Tagen schlaftrunken aufstand, um den Wasserkocher anzustellen und Brötchen aufzubacken, die sie dann für Lukas mit Salami und Käse belegte, fühlte sie sich am heutigen Morgen hellwach und energiegeladen.

Sie sprang aus dem Bett und lief in die Küche. Sie war fahrig, aufgedreht, voller Adrenalin. Sie stellte den Backofen an, holte die Brötchen aus dem Eisfach und legte sie in den Ofen. Sie nahm den verhassten Porzellanfilter von Lukas' Großmutter, faltete die Filtertüte hinein und gab das Kaffeemehl hinzu. Das Wasser kochte, sie wartete, bis es nicht mehr sprudelte, und ließ es durchlaufen.

Als der Duft von frisch aufgebrühtem Kaffee durch die Wohnung zog, kam Lukas in die Küche. Er setzte sich an den klapprigen Tisch, wartete, dass sie ihm eine Tasse hinstellte – schwarz, ohne Zucker –, und schaute ihr nicht einmal ins Gesicht. Er sagte kein Wort, konzentrierte sich ganz auf sich selbst.

Sie war dankbar dafür. Wenn er sich jetzt entschuldigt hätte, wäre sie vielleicht schwach geworden. Stattdessen rauchte er eine Zigarette, ohne um Erlaubnis zu fragen, obwohl er wusste, wie sehr sie den Qualm und den Geruch hasste. Lukas machte es ihr leicht.

Immer noch wortlos nahm er sein Brot und ging. Die Tür fiel mit einem lauten Krachen ins Schloss. Im Grunde war alles wie immer. Nur sie, sie war heute anders. Sie atmete tief ein, schloss die Augen und ging zum Telefon.

»Sabrina«, sagte sie, »es ist so weit. Ich mache es. Gilt dein Angebot noch, dass ich ein paar Nächte bei dir bleiben kann?«

Ihre Freundin antwortete nicht sofort, und Pia überkam ein Anfall von Panik. Ohne Sabrina würde sie das nicht schaffen.

Auf ihrer Hilfe basierte der ganze Plan. Was, wenn sie ihren Vorschlag zurückzog? Konnte Pia trotzdem ihrem Vorsatz treu bleiben?

Endlich antwortete Sabrina. »Natürlich, meine Liebe. Allerdings siehst du mich sprachlos. Es ist dein Ernst?«

»Ja. Ich ... Ich kann nicht mehr. Es geht auch nicht mehr. Ich habe es mir gut überlegt. Heute ist Donnerstag. Lukas' Chef ist im Urlaub, und einer der Kollegen will einen ausgeben – Junggesellenabschied. Das wird spät. Ich denke, das passt. Bis fünfzehn Uhr muss ich arbeiten. Dann hole ich meinen Koffer und komme mit einem Taxi zu dir? So gegen halb fünf?«

Wieder zögerte Sabrina. »Das ist blöd. Ich habe gerade erfahren, dass ich länger arbeiten muss. Minimum eine Stunde. Heute ist hier die Hölle los. Anderer Vorschlag: Ich hole dich direkt nach dem Büro ab. Das wäre so kurz nach sieben. Und weißt du was? Dein Entschluss muss groß gefeiert werden. Wenigstens eine gute Nachricht an diesem Tag. Erst gehen wir essen und danach tanzen. Was hältst du davon?«

Groß feiern? Pia war unschlüssig. Die Übernachtung war gesichert, aber tanzen gehen?

»Ich lade dich ein«, fügte Sabrina hinzu. »Du wirst demnächst jeden Cent brauchen können. Aber deine Entscheidung ist richtig, der Typ macht dich kaputt. Also, putz dich raus, du wirst sehen, auch andere Mütter haben schöne Söhne.«

»Also gut. Ich mache mich schick. Heute ist doch im ›Club 16‹ *Groove-Night*. Coole Musik zum Tanzen. Da wollte ich schon immer mal hin. Was meinst du?«

»Wunderbare Idee! So machen wir das. Aber jetzt muss ich weiterarbeiten, sonst werde ich nie fertig. Bis später.«

Pia legte auf und blieb einen Moment unschlüssig stehen. Was sollte sie zuerst tun? Packen oder aufräumen? Sie sagte laut »Nein!« – aufräumen würde sie nicht mehr. Sollte er sich eine andere Blöde suchen, die Ordnung schaffte.

Sie holte den Koffer, der auf dem Schrank Staub angesetzt hatte, und legte ihre Kleidung hinein, wobei sie sorgfältig auswählte, was mitkommen sollte. Ihre Lieblingsstücke, ihre Sport-sachen. Sie würde wieder Sport treiben, nahm sie sich vor. Als

sie den Koffer nur noch unter Schwierigkeiten schließen konnte, versteckte sie ihn unter dem Bett. Es wurde Zeit, sich umzuziehen. Thermowäsche, einen dicken Pullover, dicke Hose.

Um elf Uhr begann ihre Schicht beim Brezelbäcker. Sie hasste es, in der Kälte in dem kleinen Häuschen auf der Maximilianstraße zu sitzen und Brezeln, mit oder ohne Butter, mit oder ohne Käse, zu verkaufen. Doch selbst diese Stunden verbrachte sie mit Vergnügen und wunderte sich, dass die Kunden sich von ihrer Vorfreude anstecken ließen. Heute fing ihre Zukunft, ihr neues Leben an.

Um halb vier war sie wieder zu Hause. Durchgefroren, aber glücklich. Jede Handbewegung tat sie im Bewusstsein, dass sich von nun an ihr Leben änderte. Sie fühlte jeden Tropfen des warmen Wassers unter der Dusche, roch intensiv den Duft des Duschgels. Anschließend stellte sie sich nackt vor den Spiegel und betrachtete sich. Für ihre Figur musste sie sich nicht schämen. Der Busen könnte mehr sein und der Bauch etwas flacher, doch passende Kleidung half. Die Turnerei in Kindertagen war nicht vergeblich gewesen, auch wenn sie heute kaum noch Sport trieb.

Sie trat näher an den Spiegel heran, um im grellen Licht der Halogenlampe ihr Gesicht zu überprüfen. Kritisch strich sie über ihre Augenbrauen und fuhr mit dem Zeigefinger die Narbe entlang, die von ihrer Stirn bis zur rechten Wange reichte. Im Laufe der Zeit war sie verblasst, und nur wenn man sehr genau hinschaute, erkannte man die fünf Zentimeter lange Linie. Wie hatte sie all die Jahre mit Lukas zusammenbleiben können? Damals hätte sie bereits wissen müssen, was er für ein Mensch war, dass er sich nicht ändern würde. Doch sie hatte alles ausgeblendet, was ihre Vorstellung von Liebe und Zweisamkeit bedrohen konnte.

Vor drei Jahren, am Anfang ihrer Beziehung, hatte er im Streit die Flasche nach ihr geworfen. Sie hatte es als Ausrutscher abgetan und niemandem etwas davon erzählt. Die Narbe hielt ihn lange Zeit ab, zuzuschlagen, doch irgendwann nahm er sie nicht mehr wahr.

Sie übersah das Mal, wenn sie in den Spiegel blickte, genauso

wie sie die blauen Flecke, die Brandwunden, die Schmerzen, die Blutergüsse und das Blut aus ihrem Gedächtnis ausgemerzt hatte. Bis gestern. Seit gestern ließ sich die Erinnerung nicht mehr verdrängen, seit gestern Abend waren jeder Übergriff, jede Ohrfeige, jeder unfreiwillige Sex präsent. Dabei konnte sie sich nichts vorwerfen, sie hatte gestern jede Provokation vermieden, als er betrunken nach Hause gekommen war. Sie hatte sich auf die Wiese zurückgezogen und die Zeit, die es gedauert hatte, mit Schmetterlingen und bunten Blumen verbracht. Währenddessen erinnerte sie sich an den Anfang ihrer Beziehung, als sie überzeugt war, dass alles gut werden würde, dass er Aggression und Eifersucht in den Griff bekäme. Und sie felsenfest glaubte, dass sie es schaffen konnten, nicht nur, weil er sie häufig mit kleinen Geschenken überraschte.

Wohlgemerkt bevor, nicht erst nachdem er sie grün und blau geschlagen hatte. Sie hatte versucht, sich zu vergegenwärtigen, wann es angefangen hatte, schiefzulaufen, während er auf ihr gelegen hatte, schnaufend und schwitzend, umgeben von einer ekeligen Alkoholfahne. Der Alkohol kam erst, als sich der versprochene gut bezahlte Job als Irrtum herausgestellt und der Teufelskreis begonnen hatte: Das Geld war knapp, das Leben, vor allem seins, teuer.

Er wollte mit seinen Kollegen mithalten, brauchte die neuesten Elektronikspielzeuge, Smartphone, Tablet, Smartwatch und all den anderen Unsinn. Markenjeans und Markensneakers. Sein Verdienst als Schreinergehilfe reichte nicht, und seine Wut und Enttäuschung über den unterbezahlten Job ertränkte er erst in Alkohol, bevor er seinen Frust mit vollem Körpereinsatz an ihr ausließ. Natürlich tat es ihm am nächsten Tag leid, er entschuldigte sich und gab sich Mühe, es wiedergutzumachen.

Immer wieder hatte sie ihm geglaubt und verziehen. Doch gestern hatte er etwas gesagt, das sie bis in ihre Grundfesten erschütterte.

»Es gibt andere. Bessere. Jüngere und Hübschere. Sie wollen alle mit mir ins Bett, stellen sich nicht so an wie du.« Jeder Buchstabe hatte sich in ihr Gedächtnis eingebrannt, sie würde sie nie wieder vergessen.

Ganz langsam hatte ihr Verstand den Sinn seiner Worte begriffen. Sie erklärten den fremden Geruch, wenn er spätabends heimkam. Die Erkenntnis traf sie noch immer mit voller Wucht. Ein Schlag in die Magengrube, k. o. – warum sie die Tatsache, dass er andere Frauen hatte, mehr verletzte als seine Schläge, war ihr selbst ein Rätsel.

Sie gab sich einen Ruck, verbot sich, an den gestrigen Abend zu denken, und wandte sich wieder ihrem Spiegelbild zu. Nach vorn blicken war von nun an ihr Motto. Die Vergangenheit wollte sie hinter sich lassen.

Das Camouflage-Make-up war sein Geld wert, die Werbung versprach nicht zu viel. Sorgfältig cremte und grundierte sie. Sie malte sich den gemeinsamen Abend mit Sabrina in den schönsten Farben aus. Erst essen, vielleicht mexikanisch. Ein Frauenabend, so wie früher, als sie noch auf der Suche nach Mr Right waren.

Ein heftiges Rütteln an der Türklinke stoppte ihre Tagträumereien, holte sie in die Realität zurück. Vor Schreck zuckte sie zusammen, ihr Lippenstift fiel ins Waschbecken.

»Mach auf, du Schlampe. Was schließt du dich hier ein?«

Das Zittern kam ganz plötzlich. Lukas. Was wollte er hier? Er sollte in irgendeiner Kneipe sitzen und mit den Kollegen trinken. Sie schloss immer ab, seit damals drehte sie automatisch den Schlüssel herum, sobald sie das Bad betrat. Ein klein wenig Schutz, ein bisschen Privatsphäre. Ihre Hand wanderte zu der Narbe an der Stirn, und sie schloss die Augen. Ihre Sinne waren angespannt, ihr Gehör arbeitete auf Hochtouren.

Es wurde still, Lukas hatte aufgegeben. Sie lauschte seinen Schritten, wie immer hatte er die Schuhe nicht ausgezogen. Sie dachte an den Schmutz, den feinen Holzstaub und die Sägespäne, die er überall verteilte. Er ging in die Küche, sie hörte, wie er den Kühlschrank öffnete. Natürlich nahm er sich ein Bier. Ihr fiel ein, dass sie nicht eingekauft hatte, das würde ihn noch wütender machen. Das Geld brauchte sie für sich, sie hatte nicht erwartet, ihm noch einmal in die Arme laufen zu müssen.

Er fluchte, riss Türen und Schubladen auf. Sie hörte ihn

wühlen, immer wieder Verwünschungen ausstoßen. Was suchte er? Die erneut eintretende Stille beunruhigte sie mehr als sein Poltern. Sie vernahm seine Schritte, er kam wieder zum Badezimmer. Steif vor Schreck, unfähig, sich zu bewegen, verharrte sie in ihrer Position.

Was passierte jetzt? Was hatte er vor? Wo war ihr Handy? Mit vorsichtigen und leisen Bewegungen durchsuchte sie das Regal, kramte auf und zwischen den Handtüchern. Das Telefon muss doch hier irgendwo liegen! Sie kniete auf dem Boden, in der Hoffnung, dass es nur heruntergefallen war. Vergeblich. Dann fiel ihr ein, wo sie es zuletzt gesehen hatte. Es lag auf ihrem Bett, sie hatte es dorthin gelegt, als sie vor dem Kleiderschrank stand und ihre Sachen aussuchte.

Lukas haute erneut gegen die Tür. »Mach endlich auf, du Miststück!«

Ihr Herz klopfte, die Knie gaben nach, sie setzte sich auf den Badewannenrand. Sie starrte auf die Tür, erwartete, dass sie jeden Moment zerbrach. Und was dann? Ihr Puls raste, ihre Hände zitterten, ihr Verstand gelähmt vor Angst.

»Wieso schließt du dich ein?«, brüllte er und schlug wieder mit der Faust gegen die Tür. Als sie nicht antwortete, wurde seine Stimme drohender. »Was verbirgst du vor mir? Machst du dich wieder wie eine Hure zurecht?«

Bei jedem Wort zuckte sie zusammen. Lukas sprach un- deutlich, er war angetrunken. Jetzt kam ein Gegenstand zum Einsatz, die Tür vibrierte. Mit geschlossenen Augen schickte sie Stoßgebete zum Himmel. Bitte, lass ihn gehen, ohne dass er mir etwas antut, lass ihn nicht die Tür aufbrechen. Wenn er angetrunken war, traute sie ihm alles zu. Warum hatte sie blöde Kuh ihr Telefon vergessen?

»Wie du meinst.« Das Schlagen hörte auf, doch das beruhigte sie nur kurz. Was hatte er jetzt vor? Sie versuchte zu erahnen, was in der Wohnung vorging, wagte nur, flach zu atmen, um jedes Geräusch mitzubekommen. Nichts. Die Ruhe ängstigte sie mehr als das Poltern und Schimpfen, ihre Nerven waren zum Zerreißen gespannt. Als sie die Stille nicht mehr aushielt, stand sie vorsichtig auf und schlich zur Tür. Sie legte ihr rech-

tes Ohr dagegen, um besser hören zu können, was passierte. Sie vernahm sein wütendes Schnaufen. Resignierte er, oder schöpfte er neue Kraft?

Ein Poltern, als ob etwas Schweres zu Boden gefallen war. Ob wieder ein Stück Fliese abgesplittert ist?, dachte sie und wunderte sich, wie ihr Gehirn funktionierte. Was für eine nebensächliche Frage.

»Ich geh jetzt wieder, blöde Kuh. Aber wir reden noch!« Seine Stimme barst vor Wut. Pia antwortete nicht, hob jedoch überrascht ihren Kopf, als sie seine nächsten Worte vernahm. »So kann es doch nicht weitergehen«, sagte er mit weicher, einschmeichelnder Stimme. »Wir finden eine Lösung, du musst mir vertrauen.«

Pia schluckte. Sein Taktikwechsel erschreckte sie. Ihre Muskeln schmerzten vor Anspannung. Wenn er so sprach, hatte er Übles vor. Er war unberechenbar. Von null auf hundert und in einer Minute zurück. Manchmal half es, ihn traurig anzuschauen, um ihn zu beruhigen und seine Aggression zu beschwichtigen. Meist passierte es dann, dass er ihre Hand nahm und sie ins Schlafzimmer zog. Das hielt sie aus, das war harmlos. Schlimm wurde es, wenn er irgendetwas in ihrem Blick wahrnahm, das ihn reizte. Dann schlug er ohne Vorwarnung zu, hörte nicht auf, bis sie blutend auf dem Boden lag und vor sich hin wimmerte. Er half ihr nie, weder beim Aufstehen noch bei der Wundversorgung. Er tat, als wäre sie nicht vorhanden. Viel später, wenn das Blut abgewaschen und die blauen Flecke mit Make-up abgedeckt waren, sah er sie an und redete belangloses Zeug. Meist fragte er, was es zu essen gäbe.

Wie wohl seine Lösung aussah? Spätestens morgen würde er kapieren, wie sie sich ihre vorstellte. Sie war weg und würde nie mehr zurückkommen. Sie lehnte sich mit dem Rücken an die Tür und schloss ihre Augen. Langsam rutschte sie zu Boden, ging in die Hocke und ließ ihren Kopf zwischen die Beine fallen. Mehrmals atmete sie tief in den Bauch.

Sie hörte das Klappern eines Schlüssels und wagte nicht zu denken, was das bedeutete. Er ging einfach! Sie jubelte innerlich, lauschte immer noch hoch konzentriert auf jeden Laut.

Die Haustür öffnete sich, er lachte wild. Was ist daran lustig?, fragte sie sich, und ihre Unruhe nahm wieder zu. Plötzlich verstand sie. Die Geräusche klangen, als schlösse er sie ein. Das kann nicht sein, das wagt er nicht! Und doch bestand kein Zweifel, sie irrte sich nicht: Er schloss ab, sperrte sie ein, behandelte sie wie eine Gefangene.

Noch immer hockend, fragte sie sich, was sie jetzt machen sollte. Wie sollte sie hier rauskommen? Panik breitete sich in ihr aus. Die Wohnung lag im dritten Stock, eine Flucht aus dem Fenster war nicht machbar. Vom Balkon auf den der Nachbarin klettern? Soweit Pia wusste, war die auf Mallorca. In der rechten Wohnung lebte der ältere Herr, der ehemalige Polizist, den konnte sie nicht leiden.

Sollte sie den Schlüsseldienst anrufen? Sie verwarf den Gedanken. Viel zu teuer. Außerdem – was würde der Mann denken, wenn sie ihm erklärte, ihr Freund hätte sie eingeschlossen? Sie schüttelte den Kopf. Das Gleiche galt für den Vermieter. Da sie nicht sicher war, ob Lukas die Miete überwiesen hatte, begrub sie auch diese Idee. Vorwürfe und Anschuldigungen waren das Letzte, was sie jetzt hören wollte.

Sehr langsam erhob sie sich, lauschte mit angehaltenem Atem sicherheitshalber noch einmal, bevor sie die Badezimmertür aufschloss. Alles blieb ruhig. Sie öffnete die Tür einen schmalen Spalt. Die Möglichkeit, dass Lukas nur so getan hatte, als würde er die Wohnung verlassen, durfte sie nicht außer Acht lassen. Was, wenn er grinsend im nächsten Zimmer auf sie wartete? Was würde er ihr antun? Sie an ihren Haaren ziehen, sie ins Schlafzimmer schleppen?

Die Angst nahm ihr den Atem, sie sah nur das, was unmittelbar in ihren Blick fiel, der Rest lag im Nebel. Mit langsamen Schritten suchte sie die Wohnung ab, erwartete hinter jeder Tür, jeder Ecke einen triumphierenden Lukas. Allmählich beruhigte sich ihr Puls, sie konnte wieder sehen. Ihre Angst war unbegründet. Lukas war gegangen, sie war allein in der Wohnung.

Sie überprüfte die Haustür, in der Hoffnung, dass sie sich vielleicht geirrt hatte. Nein, auf ihre Ohren konnte sie sich verlassen. Er hatte sie eingeschlossen, sie war gefangen.

Ihr Schlüssel, der normalerweise am Schlüsselbund hing, war fort. Was war sie doch für eine blöde Kuh. Warum konnte sie nicht an alles denken? Womit hatte sie das verdient? Sie spürte eine unbändige Wut in sich aufsteigen, die ihre Angst verdrängte. Wie konnte er es wagen, sie wie ein Tier zu behandeln?

Überlege!, forderte sie sich auf. Denk nach, es muss eine Lösung geben. Es konnte nicht sein, dass sie ihm auf Gedeih und Verderb ausgeliefert war, warten musste, bis er sie befreite. Sie lief umher, auf und ab, presste die Fäuste gegen ihre Schläfen. Plötzlich blieb sie stehen, als ihr einfiel, dass es doch einen Ersatzschlüssel gab. Sie hatte ihn anfertigen lassen, als sie eingezogen waren. Für alle Fälle, falls sie sich mal aussperren würde. Lukas wusste nichts davon, er lachte immer über Menschen, die so blöd waren, einen Ersatzschlüssel vor dem Haus unter einem Stein oder vor der Wohnung in einem Blumentopf zu verstecken. Das vermutete doch jeder Einbrecher!

Ob seiner Bedenken scheute sie sich, Sabrina ein Exemplar zu geben, und hatte einen Ersatzschlüssel auf dem Balkon in einer Blumenampel deponiert. In einem Notfall hätte sie ihre Nachbarin bitten können, die Ampel mit einem Stock hinüberzuziehen. Das war allemal billiger, als den Schlüsseldienst zu rufen, und angenehmer, als Lukas bei der Arbeit zu stören oder den Vermieter zu informieren.

Allmählich funktionierte ihr Verstand wieder. Sie rannte ins Wohnzimmer, öffnete die Balkontür. Sie fröstelte, als ihr der kalte Wind entgegenschlug. In diesem Moment hatte sie keinen Blick für die bunten Schindeln der Gedächtniskirche, die sie sonst so gern betrachtete. Hastig nahm sie einen Plastikstuhl, schob ihn zu der Blumenampel und stellte sich darauf. Nervös suchte sie die Erde ab und atmete nach einer gefühlten Ewigkeit auf. Ja, er war noch da. Sie lächelte. Heute war immer noch der Tag, der alles ändern würde. Es lag in ihrer Hand, ihrem Leben eine andere Richtung zu geben. Sie würde am Abend tanzen gehen, ihrem Traummann begegnen und nicht wiederkommen. Nie wieder.

Ferdinand Weber, Kriminaloberrat, seit drei Jahren außer Dienst, schaute aus dem Wohnzimmerfenster auf die Straße und beobachtete das Treiben vor dem Haus. Es gab nichts Ungewöhnliches, und die immer gleichen Bilder beruhigten ihn. Dann sah er allerdings etwas, das ihn irritierte. Seine Nachbarin, Pia Renner, trat mit einem großen Koffer auf den Bürgersteig und wartete. Sie wirkte nervös, sah sich immer wieder um. Die Haut ab, dachte er und nickte zustimmend mit dem Kopf. Hat sie endlich genug und zieht einen Schlusstrich?

Ihm waren in all den Jahren die Handgreiflichkeiten nebenan nicht entgangen. Im Laufe seiner Dienstjahre hatte er viele Frauen kennengelernt, die Opfer häuslicher Gewalt gewesen waren. Seltsamerweise verließen die wenigsten ihre Ehemänner. Ein Zustand, der ihn in jungen Jahren verrückt gemacht hatte. Er war Polizist, wollte helfen, doch die Opfer ließen sich nicht helfen. Selbst wenn es offensichtlich war, dass der Mann, der Freund, die Hand erhoben hatte, behaupteten sie, sie wären die Treppe hinuntergefallen. Oder gegen den Türrahmen gelaufen. Oft hatte er ihnen auf den Kopf zugesagt, dass er kein Wort glauben würde – geändert hatte es nichts. Unzählige Male hatte er dieses Schauspiel beobachtet.

Als die jungen Leute nebenan eingezogen waren, hatte er geahnt, wie die Beziehung lief. Die Frau schaute ihrem Freund selten in die Augen, die Schultern zog sie hoch, und den Kopf hielt sie immer ein wenig zur Seite geneigt. Beschwichtigungsgesten, Kleinmachen. Alles an ihr wirkte beruhigend, unterwürfig. Nichts war bedrohlich, ihre ganze Körperhaltung sagte: Tu mir nichts.

Seltsamerweise war sie ihm absolut unsympathisch. Er versuchte, dem auf den Grund zu gehen. Vielleicht lag es daran, dass sie auch ihm beim Reden nicht in die Augen schauen konnte, oder an ihren dünnen, meist zusammengepressten Lippen. Sie appellierte weder an seinen Helferinstinkt noch an

seine Männlichkeit. Ihr Verhalten weckte in ihm Aggressionen, und er zweifelte nicht, dass es ihrem Freund ähnlich erging.

Als er seiner Frau Louise von seinem Verdacht erzählte, dass der Nachbar seine Freundin schlug, hatte sie ihn ausgelacht.

»Du immer mit deinem kriminalistischen Verstand. Du witterst überall einen Verbrecher. Das ist ein ganz normales Pärchen, ich freue mich, dass endlich junge Leute hier einziehen.«

Vielleicht sehe ich wirklich Gespenster, hatte er damals gedacht und gehofft, dass Louise recht behalten würde. Wirklich geglaubt hatte er es nicht. Und er hatte mit seiner Vermutung richtiggelegen. Wie oft war Pia Renner ihm mit einem blauen Auge im Flur begegnet. Louise hatte immer wieder versucht, mit ihr ins Gespräch zu kommen und ihr zu helfen, doch die junge Frau hatte abgeblockt. Alles andere hätte ihn auch verwundert.

Und jetzt haute sie ab. So kleidete man sich nicht, wenn man an einer Wohnzimmer-Verkaufsveranstaltung von Schmuck, Plastikgeschirr oder Duftkerzen teilnehmen wollte. Sie trug auffälliges Make-up, ein kurzes Kleid und hohe Schuhe. Er bemerkte ihre wohlgeformten, schlanken Beine. Sie sah gut aus, wenn man diesen angemalten Typ mochte.

Ein beiger Fiat 500 hielt an, eine andere Frau saß am Steuer, und seine Nachbarin stieg auf der Beifahrerseite ein. Er hörte ihr Lachen bis hoch in seine Wohnung. Natürlich merkte er sich das Kennzeichen. Berufskrankheit. Seine bösen Ahnungen verstärkten sich. Wie würde der Nachbar reagieren, wenn er merkte, dass seine Freundin ausgezogen war? Auf das Donnerwetter war er gespannt. Aber auch er hatte heute etwas vor. Er musste sich umziehen, damit er pünktlich am Elwedritsche-Museum in der Antoniengasse war.

Über die Einladung von Knut Schneider, einem ehemaligen Kollegen der Polizeischule Koblenz, hatte er sich riesig gefreut. Die Resonanz war nicht überwältigend, doch in der letzten E-Mail stand, dass sich immerhin acht Männer angemeldet hatten. Für eine Führung durch das Museum die richtige Anzahl. Er war noch nie dort gewesen, konnte sich auch nichts Kon-

krete darunter vorstellen. Eine Ausstellung über den Pfälzer Nationalvogel – über sein Leben und seine Gewohnheiten? Louise hätte ihn ausgelacht, hätte er ihr erzählt, dass er an einer Elwedritsche-Jagd teilnehmen würde. Das war etwas für Touristen. Egal, zumindest bewahrte ihn das Zusammentreffen mit den ehemaligen Kollegen davor, wieder allein zu Hause zu sitzen, und es würde sicherlich Spaß machen. Wann bekam man schon die Gelegenheit, einiges über die Eigenarten und Lebensumstände des scheuen Vogels zu erfahren? Für Essen und Trinken sei gesorgt, Riesling und Elwedritsche-Wurst inklusive. Es klang auf jeden Fall vielversprechend und nach einem angenehmen Abend.

Weber tauschte Wollhose gegen Jeans, Slipper gegen Wanderschuhe und das Hemd gegen einen Strickpullover. Sicherheitshalber nahm er die dicke Wollmütze mit, die ohne Bommel, und griff zur wetterfesten Jacke. Kurz bevor er aus der Tür trat, hielt er inne und überlegte, ob er etwas vergessen hatte. Handschuhe?

»Nimm sie besser mal mit.« Er hörte Louises Stimme überdeutlich. »Nehmen doch keinen Platz weg. Verliere sie nur nicht.« Als stünde sie nur ein paar Meter neben ihm, dachte er lächelnd, ging zurück und steckte auch die Lederhandschuhe in die Jackentasche. Ein angedeuteter Handkuss zum Abschied, bevor er sich auf den Weg machte.

Zum Glück war der Wind nicht mehr so kalt. Menschen begannen mit den Vorbereitungen für den Weihnachtsmarkt, und am Altpörtel hing bereits das Bildnis des Nikolaus. Einen flüchtigen Moment dachte Weber an das bevorstehende Fest, schob den Gedanken aber sofort beiseite. Wieder ein Weihnachten ohne Louise, es gab schönere Vorstellungen. Er war gespannt, wen er am Abend treffen würde, und versuchte, sich an die Kollegen von damals zu erinnern. Allein die Überlegung, wie sehr sie sich alle mit den Jahren verändert hatten, ließ das Wiedersehen spannend werden.

War Wolle dabei? Wolle, der immer einen Spruch parat gehabt und am lautesten über seine eigenen Witze gelacht hatte? Hartmut? Ein harter Brocken, ein Leader, wie man das

heute neudeutsch nannte. Mit ihm hatte ihn damals eine Art Freundschaft verbunden, die aber auseinanderbrach, als Hartmut die Schule schmiss und nach Karlsruhe ging, ohne einen plausiblen Grund zu nennen. Irgendwann hatte er mal gehört, dass er Berufsschullehrer geworden war.

Weber war überpünktlich, doch nicht der Erste in der Antoniengasse.

»Der Weber!«, begrüßte ihn Knut mit Handschlag. »Schön, dass du es geschafft hast.« Er strahlte über das ganze Gesicht. »Das wird ein toller Abend, davon bin ich überzeugt.«

Weber nickte und rieb die Hände gegeneinander. Knut hatte sich sehr verändert. Früher erinnerte er mit seinen knapp zwei Metern, lockigen Haaren und Untergewicht an Struwelpeter, heute an Helmut Kohl.

»Ganz schön schattig«, entgegnete er. Er blickte sich um, nickte einem anderen Mann zu und hielt inne, als er glaubte, ihn erkannt zu haben. Tatsächlich, das musste Hartmut sein. Eigentlich hatte er sich nicht viel verändert. Immer noch dieselben blauen Augen, derselbe eindringliche Blick und die nach oben gezogenen Mundwinkel, die ihm einen spöttischen Ausdruck verliehen. Die Falten auf der Stirn, um die Nase, das Doppelkinn und die mindestens fünfzehn Kilo Übergewicht waren neu.

»Hartmut?«, fragte er, obwohl er sich sicher war.

Der Angesprochene grinste. »Ferdinand! Ich werd nicht mehr. Du hast dich gar nicht verändert. Älter bist du geworden, aber ich wäre auf der Straße nicht an dir vorbeigelaufen.«

»Wie viele Jahre ist es her«, fragte Weber, »dass wir uns das letzte Mal gesehen haben?«

»Gefühlt höchstens zehn, aber das ist eine Untertreibung, glaube ich.« Es folgte sein lautes, leicht schmutziges Lachen, das einen zusammenzucken ließ.

Weber ging mit offenen Armen auf Hartmut zu. »Lass dich drücken, mein Alter.« Die Umarmung war kurz, aber herzlich.

»Ich freue mich, dich zu sehen, auch wenn ich es nicht fassen kann, dich hier zu treffen. Wo warst du die ganze Zeit?«

»Wo soll ich gewesen sein? Ich bin nach Karlsruhe gezogen

und habe an einer Berufsschule unterrichtet. Seit meine Frau tot ist, lebe ich wieder in Speyer, in einer Seniorenresidenz. Klingt besser als Altersheim, und es ist ganz okay. Die Leiterin, Frau Seiler, macht einen guten Job.«

Weber nickte. »Die kenne ich, ich habe mir das Haus auch angeschaut.« Wie kam er dazu, so etwas Intimes zu erzählen, als lägen nicht beinahe dreißig Jahre zwischen ihrem letzten Treffen?

»Und?«, hakte Hartmut nach. »Werden wir Nachbarn?«

Weber sah erschrocken auf. »Nein, für mich ist das nichts. Zumindest noch nicht. Meine Frau ist auch gestorben, aber ich bleibe in unserer Wohnung. Mir ist es lieber so.« Er bremste sich gerade noch, von seiner Angst zu erzählen, dass er Louise vergessen könnte, wenn er nicht mehr in der gemeinsamen Wohnung leben würde. Das war Hartmuts Trick. Niemand wusste, wie er es anstellte, aber er brachte jeden dazu, Geheimnisse und Wünsche auszuplaudern, von denen man überzeugt war, sie nie zu verraten. In der Polizeischule hatten sie ihn um diese Gabe beneidet. Umso verwunderlicher waren alle gewesen, als er plötzlich aufgegeben und eine andere berufliche Richtung eingeschlagen hatte. Aber vielleicht half dieses Talent als Lehrer auch weiter.

»Ich meine mich zu erinnern, dass du ein Kind hast, oder? Eine Tochter?«, fragte Weber stattdessen.

»Ja, du erinnerst dich richtig. Tochter und Enkelin. Beide leben in Speyer. Aber wie das so ist, machen die ihr eigenes Ding. Zu meiner Enkelin habe ich allerdings einen guten Draht, sie besucht mich oft.«

Weber glaubte, einen ihm wohlbekannten Unterton herauszuhören. Traurigkeit, Resignation? Noch einer, der einsam war? Vielleicht eine Gemeinsamkeit, die sie für die Zukunft verband? Es wäre schön, jemanden für gemeinsame Aktivitäten zu haben. Eine Abwechslung zu den Mittagessen mit Jeannette.

Er hatte nicht bemerkt, dass auch die anderen Ehemaligen angekommen waren. Der Geräuschpegel stieg an, ringsherum erklangen überraschte Ausrufe. »Hallo« und »wie schön« oder »Du hast dich gar nicht verändert« – was man halt so sagt, wenn

man sich ewig nicht gesehen hat und plötzlich aufeinandertrifft.

Knut rief: »Lasst uns reingehen, wir werden erwartet.«

Weber nickte in die Runde und fühlte sich wohl. So viele bekannte Gesichter, kaum jemand hatte sich gravierend verändert, dass er ihn, zumindest auf den zweiten Blick, nicht erkannt hätte. Mit den Namen war es schwieriger, doch das würde sich im Laufe des Abends klären. Jemand klopfte ihm auf die Schulter.

»Ferdinand, wo ist deine Lockenpracht geblieben?« Lautes Lachen von Hartmut. Weber grinste dümmlich, hatte aber keine Zeit zu kontern, denn die Wirtin und Museumsführerin, Susanne Butt, begrüßte sie auf typisch Pfälzer Art.

»Alla, da sind wir nun beisammen.« Sie zeigte auf eine Abbildung eines vogelähnlichen Tieres und sagte: »Und deshalb sind Sie hier. Wegen unserer Elwedritsche, unserem Pfälzer Nationalvogel.«

Alle schmunzelten.

»Mein Name ist Susanne Butt, und ich erzähle Ihnen erst einmal etwas über die Geschichte, die Abstammung und die Verbreitung. Sie werden sich wundern, was Sie alles nicht über unseren Vogel wussten. In unserer Ausstellung im ersten Stock haben wir alle wichtigen Epochen und Unterarten zusammengetragen. Später verrate ich Ihnen dann, wie man ein Exemplar fangen kann. Dem Pfälzer an sich ist das Jagdrecht natürlich in die Wiege gelegt. Alle anderen können das Recht erwerben.«

Erneutes Lachen.

»Ganz wichtig ist, dass Sie Ihren menschlichen Geruch für die Jagd neutralisieren, damit unsere Elwedritsche nicht davonlaufen.«

»Jetzt bin ich gespannt, was kommt«, flüsterte Hartmut.

Frau Butt sagte: »Eine Riesling-Schorle, natürlich Pfälzer Mischung, ist ein guter Anfang, reicht aber nicht. Damit die Elwedritsche uns nicht riechen kann, brauchen wir mindestens zwei, besser vier Schorlen.« Auf jeden wartete ein Getränk, stilecht in einem Dubbeglas. Vorn auf dem Glas sah man das Abbild einer Elwedritsche.